

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenau.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Vereinstaxen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 22. Juli.

Ergötzlich sind die gesetzgeberischen Versuche, das Handwerk einheitlich organisieren zu wollen. Sie sind bisher gescheitert, und auch die neueste Zwangsinnungsvorlage, eine Hinterlassenschaft des Herrn von Berlepsch, dürfte ebensowenig existenzfähig sein wie sein voriger Entwurf. Wenn man nicht wählte, daß sowohl die Regierung wie die verschiedenen bürgerlichen Parteien nur aus politischen Motiven die Handwerkerfreundlichkeit soweit treiben, daß sie allen Voraussetzungen zum Trotz das Unmöglichkeit möglich machen wollen, nur um einem Bruchteil der Handwerker gefällig zu sein, so würde man das thörichte Bestreben, die Handwerker zu organisieren, nicht verstehen. Wie nimmt es sich aus, wenn der ausgesprochenste Vertreter des Großfabrikantentums, Herr von Stumm, für die neuesten Organisationspläne, mit denen das Handwerk zwangsweise beglückt werden soll, in seiner Presse eintritt? Welcher vernünftige Mensch kann glauben, daß Geschäftsleute, die ökonomisch die widersprechendsten Interessen zu vertreten haben, und die sich gegenseitig durch die schärfste und persönlichste Konkurrenz bekämpfen müssen, in Zwangsinnungen verbunden die gemeinsame Kräftigung einer untergehenden Betriebsform herbeiführen könnten. Nur demagogisches Wuhlen um die Gunst der zahlreichen Handwerkschichten macht solch ein Verhalten der Handwerkerfrage gegenüber begrifflich.

Das Handwerk ist eine im Untergang begriffene Betriebsform. Das giebt die nationalökonomische Wissenschaft jeder Richtung heutzutage ohne bemerkenswerte Einschränkungen zu. Selbst ein Moscher sprach ganz allgemein den Satz aus, daß in den Gewerben, wo die Fabrik mit dem Handwerk zu konkurrieren beginne, der Sieg der ersteren von vornherein entschieden sei. Nun, der Kreis von Gewerben, in denen die Fabrik noch nicht mit dem Handwerk konkurriert, ist ein sehr kleiner. Nach Einzelheimers Untersuchungen sind es nur kleine Winkel des deutschen Gewerbestreifes, im ganzen etwa 71 000 beschäftigte Personen umfassend, die dem mittelbaren und unmittelbaren Wettbewerb der Großbetriebe 1882 in Deutschland noch nicht ausgesetzt waren; auf die übrigen Handwerksgebiete breitet sich der Großbetrieb immer rascher aus. Und für die Inhaber dieser mit dem Großbetrieb und gegenseitig im Konkurrenzkampf liegenden Handwerksbetriebe will man eine Organisation schaffen, durch die das Handwerk gestützt werden soll. Man nehme einmal die Schuhmacher und lasse sich zeigen, wie diese kleinen Meister sich gegenseitig die Kunden abjagen, nur um existieren zu

können. Diese Leute, die sich gegenseitig das Brot nicht gönnen dürfen, will man nun in Innungen oder Handwerkerkammern zusammenspannen und glaubt, dann würden diese sich befriedigend und einander sich vernichtenden Handwerksmeister plötzlich aus ihrer Haut herausfahren und sich gegenseitig kräftigen können. Organisieren kann man Personen, die gemeinsame Interessen haben; dort kann man den an und für sich schon vorhandenen Drang nach Organisation verallgemeinern und den Einzelnen zum Beitritt zur Organisation drängen; aber Elemente, die sich gegenseitig ausschließen, von denen das eine des anderen Feind ist, zusammenpaaren zu wollen, ist eben von vornherein Unvernunft.

Wir haben das beste Beispiel an Oesterreich. Dort sind sogenannte Gewerbevereine vorhanden, die die Organisation des Handwerks darstellen, und die berufen sind, die Standesinteressen der Kleingewerbetreibenden zu vertreten, sie sollen die Konkurrenzfähigkeit, die Tüchtigkeit des Gewerbes heben und den Gemeinwohl steigern. Schon diese allgemeinen Nebensarten verraten, daß man bestimmte Zwecke für die Tätigkeit dieser Organisationen festzusetzen gar nicht in der Lage war. Thatsächlich haben diese Gewerbevereine auch gar nichts geleistet. Das österreicherische Handelsministerium äußerte sich dahin, daß bei den bestehenden Gewerbevereinen sich die Tätigkeit vielfach auf Einhebung der Beiträge und Umlagen beschränke. Das ist eine Charakteristik, wie sie schärfer nicht gegeben werden kann, und sie ist um so wertvoller, als es eine offizielle Publikation ist, in der wir sie finden.

Trotz alledem aber — gequackalbert soll auch in Deutschland werden. Nur so ist es verständlich, wenn das Organ des Freiherrn von Stumm, die Post, der Regierung den Rat erteilt, sie solle neben der Zwangsorganisation auch den Befähigungsnachweis zur Probe einführen, damit die Handwerker nach einiger Zeit sehen könnten, daß weder Zwangsorganisation noch Befähigungsnachweis den Handwerkern helfen kann. Wenn die Gesetzgebung heute nun einmal nichts anderes sein soll als eine Experimentiermaschine, so ist allerdings zuzugeben, daß die Einführung des Befähigungsnachweises schließlich eine energiereichere und ausichtsreichere Maßregel darstellt wie die Zwangsorganisation. Durch den Befähigungsnachweis erhielten wenigstens die Handwerksmeister eine Waffe gegen die Konkurrenz im eigenen Lager. Aber auch hier zeigt uns ja Oesterreichs Beispiel, daß auch der Befähigungsnachweis mehr Uebel im Gefolge hat und für das Handwerk verheerender wirkt als die freie Konkurrenz. Dort haben die Handwerker den Be-

fähigungsnachweis seit 1883, aber die gehofften Folgen sind nicht eingetreten und die Regierung hat auf Grund zwölfjähriger Erfahrung erklären können: „Bei der auch in das Kleingewerbe eingedrungenen Arbeitsteilung ist es bei vielen Gewerben überhaupt unmöglich, einen Befähigungsnachweis zu erbringen.“ Die gegenseitige Konkurrenz unter den Handwerksmeistern einer Branche ist immer toller entbrannt, einer suchte den anderen in seiner Tätigkeit zu beschränken und lachend über die streitenden Handwerksmeister entwickelte sich feisch und munter der Großbetrieb. So wurden fast in jeder Branche Kämpfe geführt, welche Arbeiter ein Handwerksmeister ausführen dürfe und welche nicht.

Sehr bezeichnend ist der Kampf, der um die Herstellung eines Wagens geführt wurde. Die Gewerbetreibenden erklärten, eigentlich müßte der Wagen vom Wagner zum Sattler, vom Sattler zum Lackierer gebracht werden und so fort. Man hat also verlangt, daß sich in die Herstellung des Wagens zu teilen hätten die Anstreicher, Lackierer, Tapezierer, Sattler, Wagner, Schlosser, Schmiede u. s. w. Doch gilt das nur für die Kleingewerbetreibenden; der großen Wagenfabrikanten geht der Kampf nichts an, er vereinigt alle Kategorien von Handwerkern bei sich. Dieser Streit über den Umfang der Gewerbeberechtigung ist eine Folge des Befähigungsnachweises und macht das Handwerk noch rascher existenzunfähig als ohne diese Streitereien. Aber was nützen, wie gesagt, alle Erfahrungen? Der Mittelstand muß pouffert werden, damit er nicht in ein radikales Fahrwasser gerät. Und dabei sorgen die guten Freunde des Handwerks dafür, daß diese untergehende Betriebsform ja aus dem Regen in die Dachtraufe kommt. Die gesetzgeberische Experimentiererei ist in einer Uebergangsperiode wie der unserigen in der Natur der Verhältnisse gelegen und wenn schon gesetzgeberisch gesündigt wird, dann nur nicht zage: das ist bei uns so Sitte.

Politische Uebersicht.

Der Hannoverische Kurier, der manchmal mit vertraulichen Nachrichten von der Regierung beglückt wird, erhält wieder eine Zuschrift aus Berlin, in der es als notwendig bezeichnet wird, daß diejenigen, die für den Ausbau der Flotte eintreten, sich auch bereit erklären, für die Eröffnung neuer Steuerquellen zu sorgen. Und für nichts anderes als eine Besteuerung des Bieres wird Propaganda gemacht. „Wer dieses Ziel im Auge hat,“ so heißt es da, „und auch die Kraft besitzt, es zu erreichen, mag immerhin hervortreten. Besitzt er diese Kraft nicht, so mag er bedenken, daß sich die radikale Opposition im Hinblick auf die näher rückenden allgemeinen Wahlen gar keine bessere

Seuiletton.

Die von Hohenstein.

Roman von Friedrich Spielhagen.

Von Liebe fühlte ich nichts, fuhr Antonie fort, ich habe keinen Augenblick daran gedacht, ob ich an der Seite meines Mannes glücklich sein könne; ich wußte nur, daß wir viel miteinander reisen würden. Das war die einzige Bedingung, die ich gemacht hatte. Und gereist sind wir denn auch — aus einem Bad in das andere, und keines konnte dem armen Manne die verlorene Gesundheit wieder bringen; und so sind wir herumgereist, ein, zwei, drei Jahre lang und mit jedem Jahre wurde er düsterner und verschlossener und ich — nun ich war jung und lebenslustig und hatte nicht geheiratet, die Krankenwärterin eines Mannes zu sein, den ich nicht liebte, und der auch nicht einmal geliebt sein wollte. Das hat er mir oft selbst gesagt. Dann ist er gestorben. Ich hatte keine andere Empfindung, als daß er nun von seinen Qualen erlöst sei und ich von der Qual, Bengin die Qualen zu sein. Heiraten wollte ich nicht wieder, denn wenn ich die Männer vorher nicht verachtet hatte, so verachtete ich sie jetzt. Ich brauchte sie nur als Spielwerk meiner Laune — und ich sagte Ihnen schon, daß ich keine Grundzüge hatte, als nur den einen, das Leben zu genießen, wie ich konnte und mochte.

Antonies Stimme zitterte, als sie das sagte, und ihr Atem flog, als sie leise, hastig und abgebrochen, wie jemand, der unter heftigen Schmerzen zu sprechen gezwungen ist, flüsterte:

Ich habe nie an Liebe geglaubt — nie — nie — bis es zu spät war.

Sie senkte tief und strich sich mit den Händen über Stirn und Augen, dann erhob sie sich. Mänzer war ihr gefolgt.

Wir wollen hineingehen, sagte sie. Aber sie gingen nicht hinein; sie streiften wieder durch die dümmrigen Alleen, stumm und ratlos, weil beide fühlten, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei, und keines der Mut hatte, dies letzte Wort, das Wort, das sie auf immer trennen oder vereinen mußte, zu sprechen.

Endlich sagte Mänzer, und seine tiefe Stimme bebte —: Antonie, hören Sie mich ruhig an. Lassen Sie uns groß denken und handeln. Das ist schwer, aber es ist denn schließlich doch das Leichteste. Sie lieben mich; Sie haben mir eben, indem Sie mir die Geschichte Ihres unseligen Lebens erzählten, einen Beweis dafür gegeben, wie ihn vollwichtiger ein Weib nicht geben kann. Und ich, Antonie, ich sage Ihnen, ich habe immer an Liebe geglaubt; doch, daß die Liebe, an die ich glaubte, möglich sei — das weiß ich erst, seit ich Sie gesehen. Aber trotz alledem haben Sie recht: — es ist zu spät, für Sie und für mich. Ich kann nicht abtrünnig werden von meinen heiligsten Ueberzeugungen; ich kann nicht fürder für Gerechtigkeit kämpfen, wenn ich selbst nicht gerecht bin; wenn ich für mich selbst nicht anerkenne, was ich die anderen lehre, daß jeder Mensch sich bescheiden muß, damit die anderen auch zu ihrem bescheidenen Teil von Glück kommen. Sieh, Antonie, wenn ich der machtlosen Leidenschaft, die mich zu Dir zieht, folgte, so würde ich die Hütte niederbrennen, in der mein Weib und meine Kinder wohnen. Ich liebe mein Weib nicht, wie ich Dich liebe, dennoch liebe ich sie; ich liebe meine Kinder nicht, wie ich weiß, daß ich ein Kind lieben würde, das Du

mir geboren hättest — dennoch liebe ich sie. Ich muß mich bescheiden, bescheide Du Dich auch.

Mänzer konnte Antonies Gesicht nicht sehen, denn der Mond war hinter eine Wolke getreten, und hohe Bäume überschatteten den Ort, wo sie standen, aber er hörte ihr leises Schluchzen. Eine unendliche Wehmut erfaßte ihn; seine Augen wurden heiß, seine Brust dehnte sich, als wollte sie zerspringen:

Antonie! Das schöne, leidenschaftliche Weib lag in seinen Armen, und ihre heißen Kisse begegneten sich.

Da tönte der helle, scharfe Ton der Glocke eines in der Nähe des Ufers vorüberbrausenden Dampfers durch die stille Nacht. Erschrocken riß sich Antonie von Mänzer los und eilte — sie wußte selbst kaum, was sie that — tiefer in das Dunkel des Gartens hinein.

Mänzer stand da mit hochklopfendem Herzen; ihm war es, als ob die eiserne Zunge ihn in die Welt und zu seiner Pflicht zurückriefe.

Und in diesem Augenblicke gelte durch das Mäuschen der Wogen am Ufer ein Angstruf, wie eines Ertrinkenden: Hilfe, Hilfe!

Mit drei Sätzen war Mänzer an der hölzernen Staketthür, die wenige Schritte von der Stelle, wo er zuletzt mit Antonie gestanden hatte, aus dem Garten auf den Uferweg führte. Er sah ein kleines Boot in den Wellen schaukeln, in dem Boote ein paar kleine Knaben, die in hilfloser Angst die Arme ausstreckten, und in dem Moment kam eine noch größere Welle, das Boot tanzte und schwankte und — der eine der Knaben schoß mit dem Kopf vornüber in den brausenden Strom.

Mit einem Ruck seiner starken Arme hatte Mänzer das schwache Gitter zerbrochen. Im nächsten Moment stand er

88]

Abdruck verboten.